Die Entführung.

Roman von A. Groner.

(14. Fortsetzung).

„Jawohl, gnädige Frau!" erwiderte er. „Obgleich meine Behörde die Nachforschungen nach Ihrem Herrn Gemahl als überflüssig aufgegeben hat, und ich in der Sache nichts mehr zu tun habe, habe ich der Vergangenheit des mir schon lange Verdächtigen nachgeforscht."

„So! Von wem reden Sie denn?"

„Von Ihrem merkwürdigen Diener, Josef Colmar. Ist Ihnen denn an diesem jungen Manne nie etwas aufgefallen?"

„O gewiß — zum Beispiel, daß er eine gründliche Bildung besitzt."

„Eine für seine Stellung gar nicht angebrachte Bildung!"

„Bildung paßt überall hin, ebenso wie ein tüchtiger Charakter."

„Gnädige Frau halten Ihren Diener also für einen tüchtigen Charakter?"

„Ich weiß, daß er ein Ehrenmann ist."

„Also Sie halten diesen Colmar für einen Ehrenmann," setzte er das Gespräch fort. „Ich meinerseits weiß seit heute früh, daß er bereits bestraft ist."

Frau Bräuner sah ihn ruhig an und erwiderte: „Die Kenntnis, die Sie sich wahrscheinlich recht mühsam verschafft haben, erhielten wir ohne unser Zutun durch Herrn Colmar selbst."

„Sie wissen —"

„Natürlich wissen wir, was ihm passierte, ehe er zu uns kam."

„Was er tat, wollen gnädige Frau sagen."

„Also gut, was er unter unwiderstehlichem Zwange tat."

„Wieso unter unwiderstehlichem Zwange?"

„Denken Sie sich," antwortete Frau Bräuner, „zwei Geschwister, die einander unsäglich lieb haben, die ganz allein in der Welt dastehen. Der Bruder befindet sich in mäßig gut bezahlter Stellung; die Schwester, sehr kränklich, kann überhaupt nichts verdienen, wird vom Bruder erhalten und zärtlich gehütet. Da verschlimmert sich plötzlich ihr Leiden. Eine kostspielige Operation wird nötig. Der Bruder will Geld aufnehmen, aber wer leiht einem armen Apothekergehilfen achthundert Mark? Da geht er hin und nimmt das Geld, von dem Genesung oder Tod der geliebten Schwester abhängt, aus dem Schreibtisch seines Herrn — eines Herrn, der ob seiner Herzenskälte berüchtigt ist, bei dem er also keinesfalls auf Hilfe rechnen durfte. Kaum ist das Geld in dem Sanatorium erlegt, so wird seine Schwester operiert. Er erfährt den guten Erfolg der Operation — geht hin, zeigt sich selber an und wird nach dem geringsten Strafmaß verurteilt. Im Zuchthause wird ihm mitgeteilt, sein Opfer sei umsonst gewesen — seine Schwester wäre an übergroßer Schwäche gestorben. Vor ungefähr einem Jahre konnte mein Mann einen jungen Menschen daran hindern, den Tod durch Ertrinken zu suchen. Er ließ sich erzählen, warum der Mann nicht mehr leben wollte, und nahm ihn mit sich."

„Und die Herrschaften glaubten ihm das alles so ohne weiteres?" spottete der Wachtmeister.

Frau Bräuner nickte.

„Ich," sagte sie gelassen, „glaube ihm. Mein Mann aber hielt es für gut, in diskreter Weise über Colmar und seine Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen, und es zeigte sich, daß der arme Mensch in keinem Punkte von der Wahrheit abgewichen war."

„So?"

„Ja, Herr Wachtmeister. So ist es, und ich will froh sein, wenn Colmar die achthundert Mark abbezahlt hat. Denn dann erst wird er ruhig werden."

„Er zahlt sie ab?"

„Ja. Wenn es Sie interessiert, können Sie es auf der Post sich bestätigen lassen, daß er jedes Vierteljahr, seit er bei uns lebt, hundert Mark fortgeschickt hat; die Hälfte der Schuld ist also getilgt. Hoffentlich sehen Sie nun ein, daß Colmar trotz allem ein Ehrenmann ist."

„Den Sie behalten werden?" fragte Pertl.

„Den wir sehr, sehr gern so lange bei uns behalten werden, wie er bei uns bleiben will. Vorläufig ist er freilich nicht im Hause."

„Er ist nicht auf dem Erlenhof?"

„Nein. Seit gestern nacht nicht."

„Wo ist er denn?"

„Ich habe keine Ahnung."

„Das ist aber merkwürdig!"

„Er ist heimlich fortgegangen."

„Heimlich? Das ist doch stark! Und gnädige Frau vertrauen ihm noch immer?"

„Selbstverständlich!"

„Man soll ihm also nicht nachforschen?"

„Aber keine Idee!"

„Diesem Menschen — mit einer solchen Vergangenheit?"

„Sie werden seine Vergangenheit vergessen, Herr Wachtmeister," sagte Frau Bräuner langsam und in sehr scharfem Tone. „Colmar hat seine Schuld übermäßig schwer gebüßt, es soll ihn keiner mehr daran erinnern, und niemand soll es bekommen, diese Schuld unter die Leute zu bringen. Sie haben doch natürlich noch zu niemand darüber gesprochen?"

Pertl war sehr rot geworden und verneinte.

„Sie werden meinen Mann und mich sehr verbinden," sagte sie, „wenn Sie das in Ihrem Diensteifer Erforschte ein für allemal vergessen."

„Es tut mir um die Mühe leid, die ich mir im Interesse Ihres Hauses gab, um hinter das Vorleben dieses Menschen zu kommen. Er wird von heute ab für mich Luft sein, gnädige Frau." Er salutierte und ging.

Frau Bräuner sah ihm mit einem verächtlichen Lächeln nach, dann veränderte sich ihr Gesichtsausdruck.

Ihr liebes, blasses Antlitz strahlte vor Glück, als es sich über den Brief beugte, der des Nachts auf so seltsame Art ins Haus gekommen war.

Der Brief lautete:

„Liebe, gute Emma!

Ich fühle mich wohl und in vollkommener Sicherheit, da ich weiß, Du wirst buchstäblich tun, um was ich Dich jetzt bitte, und daß ich dann in wenigen Tagen wieder daheim sein werde. Man verlangt hunderttausend Gulden für meine Freilassung. Man will sie in Gold und kleinen Banknoten ausgezahlt haben. Und Du wirst sie mit Hilfe Bergmeisters herbeischaffen.

Nur Ihr beide sollt diese Angelegenheit ordnen. Kein Dritter, am wenigsten aber die Behörde darf sich da hineinmischen. Ich fasse sie einfach als ein Geschäft zwischen Dir, mir und den Leuten, deren „Gast" ich zurzeit bin, auf. Du weißt, ich bin immer dafür, einmal Bestehendes zu nehmen, wie es ist, und habe wirklich keine Lust, diesem Grundsatz in der kritischsten Lage meines Lebens untreu zu werden. Ich bin in der Gewalt der Herren und sie schätzen mich auf hunderttausend Gulden; folglich müssen diese flüssig gemacht und zur Abholung bereit gehalten werden. Du wirst durch Doktor Bergmeister die genannte Summe in Gold und vielleicht in Banknoten über zwanzig Kronen nach dem Erlenhof schaffen lassen und sie dem Ueberbringer eines von mir geschriebenen Briefes ausfolgen. Der Betreffende wird sich bei Dir als „Chlodwig Manners, Agent für Einbruchsversicherung" melden lassen. Du wirst ihn ohne Zeugen empfangen. Die Gitterpforte soll von dem Augenblick an, wo das Geld im Hause ist und bis mein Bote sich wieder entfernt hat, offen bleiben. Ich wünsche meiner eigenen Sicherheit halber, daß der Mann sich ungehindert bei seinem Kommen und Gehen weiß. Niemand als Anna wird ihn bis an die Pforte begleiten. Unsere Dienstleute dürfen den Zweck seines Kommens nicht einmal ahnen. Auch Johanna darf nichts davon wissen. Das gute Kind hat zu viel Temperament. Sobald das Geld im Hause ist, soll Martin sofort die rot-weiße Fahne hissen. Heute ist der erste November. Ich nehme an, daß Dr. Bergmeister Dir im Laufe des dritten November die bewußte Summe ins Haus bringen wird.

Und nun, liebe Emma, einige Punkte, die Dir Beweis sein werden, daß tatsächlich Dein Mann, Karl Bräuner, diesen Brief geschrieben hat.

Am 24. Oktober, also am Tage meiner Entfernung, legte ich Dir, als wir beide allein in der Halle waren, Deinen Beschwerer, die bronzene Krabbe, auf die Seite des Buches, aus dem ich Dir vorgelesen. Es war Langes Geschichte des Materialismus, erster Band, der Abschnitt, der sich mit Hobbes beschäftigt.

Unsere alte Wanduhr schlug gerade drei, als ich bis dahin gelesen hatte. Du legtest Deine Hand auf meinen Arm und mahntest mich, zu gehen.

Ferner: am Tage zuvor — Du wolltest zu Deinem Wäscheschrank im Alkoven gefahren sein. Ich rollte Deinen Fahrstuhl dahin. Wir waren auch da ganz allein. Ich schloß den Schrank auf. Du begehrtest das Dutzend Batisttaschentücher mit den lila Rändern. Ich reichte es Dir, da fiel eins davon auf Deinen Schoß und ein zweites zur Erde. Ich entschuldigte mich, da sagtest Du: „Aber, Karl, wie kannst Du Dich denn deswegen ungeschickt nennen?"

Diese beiden Angaben genügen wohl. Du siehst, daß diesen Brief schrieb Dein Dich herzlichst grüßender

Karl."

Frau Bräuner atmete tief auf, steckte den Brief ein und lauschte. Ein Wagen hielt vor dem Tor, die Klingel ertönte.

Doktor Bergmeister war gekommen und bald saß er Frau Bräuner gegenüber im Arbeitszimmer des Hausherrn.

Seit dessen Verschwinden hatte er schon zweimal Frau Bräuner aufgesucht und sich ihr zur Verfügung gestellt, aber es hatte für ihn nichts zu tun gegeben — bis ihn heute seine alte Freundin rief.

Martin hatte seine Herrin hinaufgetragen; sie saß am Schreibtisch ihres Gatten, ihr gegenüber Bergmeister.

Als erstes hieß sie Anna die Tür schließen und in der Halle bleiben, bis sie ihr klingeln werde.

„Ich will durch nichts und niemand gestört werden." Damit entließ sie die Dienerin.

„Das klingt ja ganz feierlich, gnädige Frau!" meinte der Notar lächelnd. „Schon Ihr Hiersein hat mich überrascht. Handelt es sich denn um so Wichtiges?"

„Ja und nein, lieber Doktor," entgegnete Frau Bräuner. „Im Grunde nur um ein größeres Geldgeschäft."

„Das Sie und ich jetzt abwickeln sollen?"

„So ist es, lieber Doktor. Mein Mann hat mich dazu beauftragt."

„Ah! Sie haben also wieder Nachricht von Ihrem Herrn Gemahl?"

„Ja. Er schreibt um Geld. Ich muß hunderttausend Gulden flüssig machen."

„Hunderttausend Gulden! Wozu? Bräuner wird sich doch nicht anderswo ankaufen wollen? Oder spekulieren? Er hat doch oft genug geäußert, er wolle endlich einmal Ruhe haben."

Bergmeister war so erregt, daß er ein paarmal im Zimmer auf und ab gehen mußte.

Jetzt setzte er sich wieder und bat fast verlegen: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, es geht mich ja streng genommen nichts an, was mein alter Freund und seine Frau mit ihrem Gelde machen. Aber leid, sehr leid würde es mir tun, wenn Sie beide sich mit dem Gelde nur in Unruhe stürzten. So und jetzt — bitte — bin ich nur noch Geschäftsmann."

Frau Bräuner reichte ihm die Hand.

„O nein, Sie sind und bleiben unser lieber, alter Freund, der unsere Interessen wie immer eifrig vertreten wird."

„Das soll ein Wort sein! Was habe ich also zu tun? Muß ich Papiere verkaufen? Für hunderttausend Gulden Papiere haben Sie ja gar nicht zu Hause."

„Ist das möglich?" Frau Bräuner sah erschrocken aus. „Bitte. Sehen Sie doch sofort nach."

Sie reichte dem Notar einen Schlüssel.

Er öffnete den eisengefütterten Schrank, in dem er sehr gut Bescheid wußte, griff nach einer braunen Ledermappe und legte sie auf den Schreibtisch.

Frau Bräuner nahm einen Schreibblock und einen Bleistift zur Hand.

Bergmeister fing zu diktieren an. Zahl fügte sich an Zahl auf dem Blockzettel, aber als man den Wert aller Aktien festgestellt, hatte man erst vierundsiebzigtausend Gulden beieinander.

„Es sind noch Obligationen da," sagte Frau Bräuner.

„Ja, aber ich glaube, nur etwa für achttausend Gulden und gerade die würde ich nicht gern veräußern. Schicken Sie Bräuner doch lieber einen Scheck."

„Das kann ich nicht — seine Präsentierung würde zu viel Zeit kosten."

Bergmeister war aufmerksam geworden.

„Ist denn die Sache gar so eilig?" forschte er.

„Ja."

„Und Sie können die hunderttausend Gulden, die in solcher Hast herbeigeschafft werden sollen, ihm selber ebensowenig zukommen lassen, wie einen Scheck?"

Eine lange Pause.

„Sie wissen also gar nicht, wo Bräuner ist?"

Die blasse Frau blickte den Notar ruhig an.

„Nein, ich weiß nicht, wo er ist," sagte sie ernst.

„Dieses viele Geld soll also für irgendjemand irgendwo hinterlegt werden?"

„Ja."

„Und das soll ich besorgen?"

Und der Notar war jetzt bleich vor Erregung, aber seine Augen blitzten und seine Hände ballten sich.

Er hatte die Sachlage erkannt!

Frau Bräuner lächelte sanft und sagte:

„Nein, lieber Freund, das wird meine Sache sein. Auch Sie haben zu viel Temperament, um eine solche Aufgabe mit der nötigen Ruhe zu erledigen."

Doktor Bergmeister atmete schwer.

„Daß ist ja schrecklich!" stieß er hervor.

Frau Emma lächelte.

„Es wäre noch schrecklicher, wenn mein Mann tot wäre oder ich das geforderte Geld nicht hätte," bemerkte sie gelassen.

Die Finger des Notars krampften sich abermals zusammen.

„Wer — außer mir — hat denn noch zu viel Temperament zur Erledigung solcher Dinge?" fragte er voll grimmigen Humors.

„Unsere Hanna. Auch sie muß ich der Sache fernhalten. Unglücklicherweise ahnt auch sie schon, daß es sich mit meinem Mann so verhält, wie Sie soeben richtig vermuteten. Doch jetzt wollen wir über das Geld reden."

„Ja — über das Geld —"

„Ich muß den Rest unbedingt herbeischaffen."

„Selbstverständlich."

„Sie verkaufen also auch die Obligationen. Dann habe ich noch etwa tausend Gulden in bar, und Coupons im Werte von etwa fünfhundert Gulden müssen in der kleinen Kassette liegen. Lieber Doktor, Sie passen ja nicht auf!"

Der Doktor fuhr zusammen, strich sich über das Haar und war mit seinen Gedanken wieder ganz bei der Sache.

Er wurde rot, denn er schämte sich vor dieser blassen, kranken Frau, die über eine solche Fassung verfügte, erfaßte ihre Hand und küßte sie.

„Sie sagen also, daß ich weiter nichts zu tun habe, als Ihnen hunderttausend Gulden in bar zu verschaffen."

„Ja — in Gold und in Zwanzig-Kronennoten."

„Gut. Es ist jetzt bald elf Uhr. Gegen fünf Uhr kann ich aus Wien zurück und wieder hier sein, um Ihnen die Summe einzuhändigen."

„Wir haben sie ja noch nicht beisammen —"

„Doch, doch — ich nehme die Aktien mit. Dann fahre ich nach Hause, hole von mir für sechsundzwanzigtausend Gulden Papiere und verkaufe die gleich mit."

„Wie gut Sie sind!"

„Wieso? Sie bestätigen mir, daß ich Ihnen dieses Geld geliehen habe, wie ich Ihnen über den Empfang dieser Aktien quittiere."

Er schrieb die Bestätigung gleich, ließ sie Frau Bräuner lesen, legte sie vor ihren Augen in den Schrank, schloß ihn zu und übergab ihr den Schlüssel.

„So," sagte er, „jetzt will ich gehen. Oder haben Sie mir noch etwas zu sagen —"

Er sah sie voll Unruhe an.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe Sie um nichts mehr zu bitten, lieber Freund, als daß Sie mir dieses Geld besorgen. Niemand darf ahnen, daß es von heute abend an in meinen Händen sein wird. So, Doktor, und jetzt — eilen Sie!"

„Es wäre mir lieb, wenn einer von Ihren Leuten mit mir bis zu meinem Hause fahren könnte, von dort aus nehme ich einen meiner Schreiber mit."

„Martin wird mit Ihnen fahren."

Frau Bräuner drückte auf die Klingel.

Anna kam und wurde zu Martin geschickt. Indessen packte Bergmeister die Aktien zusammen und ging dann hinter Martin her, der seine Gebieterin wieder in ihren Rollstuhl hinuntertrug.

Gleich danach fuhr der Notar mit Martin davon.

— — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später kam Fräulein Mileska nach Hause.

Kaum war sie von ihrem Rotfuchs gestiegen, als sie aufs höchste erregt zu ihrer Tante eilte.

„Aber Kind, warum so hastig?" rief ihr diese entgegen. Dann stieß sie einen leisen Schrei aus.

Hanna hatte ihr eine goldene Brille in den Schoß gelegt.

„Die Hausleutnerin hat sie beim Beerensuchen gefunden," stieß sie atemlos heraus. „Unter einer Brombeerstaude habe sie gelegen. Sie hat sie Amberg auch schon gezeigt. Die Alte ist ihm begegnet. Er hat ihr Grüße aufgetragen und läßt sagen, daß er täglich Nachricht senden wird. Er ist gegen Männersdorf zu geritten."

Frau Bräuner hört ihr schweigend zu. Dann strich sie zärtlich über die Augengläser und legte sie auf den Tisch.

„Es ist schade, daß Dein Ritt so kurz war," sagte sie freundlich. „Dafür versprichst Du mir, morgen Frau Poigner zu besuchen."

„Ja — aber — warum denn, Tante? Es ist ja gerade, als wolltest Du mich los sein."

„Das will ich auch."

„Tante!"

„Für ein paar Tage nur."

„Während Du in Gefahr bist!"

„Ich bin in keiner Gefahr."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Hanna — frage nicht. Sei mein liebes, gutes Kind."

Gegen fünf Uhr traf Doktor Bergmeister ein.

Sein Wagen war mit Straßenschmutz bespritzt. Man sah es ihm und den dampfenden Pferden an, daß sie eine scharfe Fahrt hinter sich hatten.

Martin, der bei des Notars Ankunft an das Tor eilte, wollte die heißgelaufenen Tiere in den Stall führen; da bemerkte er, daß noch ein Herr im Wagen saß, den Bergmeister schon verlassen hatte, und begnügte sich daher damit, den Pferden noch ein paar warme Decken überzuwerfen.

Frau Bräuner und Bergmeister befanden sich etwa eine halbe Stunde allein, dann fuhr der Notar wieder weg.

Es war inzwischen Nacht geworden, eine kalte, stürmische Nacht. Frau Bräuner ordnete an, daß das Abendessen früher als sonst aufgetragen werde, und zog sich schon gegen acht Uhr in ihr Zimmer zurück.

Ihre Nichte folgte ihrem Beispiel.

Anna, die ihre Herrin entkleiden und zu Bett bringen wollte, erlebte an diesem Abend einige Ueberraschungen.

Frau Bräuner erklärte, daß sie in dieser Nacht überhaupt nicht zu Bett gehen, sondern neben ihrem Schreibtisch sitzen bleiben wolle. Sie ordnete an, daß Martin und Alois nebst dem Hund Treu nicht im Herrenhause, sondern wieder im Kutscherhause schlafen sollten.

Annas Verwunderung stieg aber aufs höchste, als Frau Bräuner sagte: „Ehe Martin und Lois schlafen gehen, sollen sie die weiß-rote Fahne aufziehen und: — Anna, das dürfen Sie nur wissen! — die Gitterpforte und die Haustür bleiben von jetzt an offen, bis ich einen Gegenbefehl gebe."

Das Mädchen starrte ihre Herrin an.

„Auch in der Nacht sollen die beiden Türen offen bleiben?" fragte sie.

„Ja — auch in der Nacht."

„Gnädige Frau erwarten jemand?"

„Es ist so."

Anna atmete erregt.

„Aber ich darf doch bei Ihnen bleiben?" bat Anna flehentlich.

„Nein, Sie gehen schlafen. Nun tun Sie, wie ich Ihnen sagte, und achten Sie darauf, daß meine Anordnungen sofort ausgeführt werden."

„Mir ist so bange, gnädige Frau", murmelte Anna.

„Warum denn?" fragte Frau Bräuner. „Sie sehen doch, daß mir nicht bange ist, daß ich ganz ruhig bin. Also, Kind, gehen Sie. Ja — und noch etwas. Ich erwarte Besuch. Der Agent einer Gesellschaft für Einbruchsversicherung, ein Herr Chlodwig Manners, wird kommen, um mit mir ein Geschäft abzuschließen. Der Mann wird sofort vorgelassen. Und nun, gute Nacht."

Frau Bräuner war allein. Sie blieb auch die ganze Nacht allein; der Besuch, den sie erwartete, hatte es nicht so eilig wie sie. Zuweilen schlief sie, zuweilen war sie völlig munter und schaute still lächelnd auf die Photographie ihres Mannes, die auf dem Schreibtisch stand. Und dabei lauschte sie auf Schritte, die nicht kommen wollten — und auf das Geknatter der Fahne, die der heftige Nachtwind peitschte.

Fünfzehntes Kapitel.

Josef Colmar hatte den Erlenhof in der Nacht vom ersten auf den zweiten November verlassen. Er war gewandt über das hohe Eisengitter geklettert und hatte mit leichten Füßen, aber schwerem Herzen seine Wanderung aufgenommen. Er ertrug es einfach nicht mehr, untätig zu bleiben. Er verbrachte die Nacht zu Füßen der dürren Pappel.

Hinter dem dichten Buschwerk, das sie umgab, wartete er auf den Tagesanbruch. Als es hell geworden, erhob er sich und begann nochmals die Umgebung des Baumes zu durchsuchen. Viel Hoffnung, jetzt noch etwas zu entdecken, machte er sich nicht.

Ueber hohe Haufen welker Blätter steigend, die die Stürme der letzten Tage von den Bäumen und Sträuchern gerissen und da und dort zusammengeweht hatten, kam er zu einem Akazienstrauch, der auch nur noch wenige gelbe Blätter trug. An dem Strauch hing etwas ganz Merkwürdiges: eine dunkelgrüne Schnur, an deren beiden verknüpften Enden zierliche, mit grüner Seide übersponnene Eicheln saßen. Rasch griff Josef danach.

„Er war also hier," murmelte er. Diese Schnur war auf seinem Hut, ich kenne sie genau. Die eine Eichel war neulich schon defekt, als ich seinen Hut zum letzten Male bürstete."

Josef steckte die Schnur ein, kehrte zur Straße zurück und ging auf das Brücklein zu. Hier hatte Treu damals gewiß noch eine Spur von seinem Herrn gehabt und, ihr folgend, war er bis gegen Männersdorf hingelaufen.

Josef ging in dieser Richtung vorwärts. Heute, am zweiten November, am Tage Allerseelen, waren die Straßen nicht so leer wie sonst, denn die Leute gingen auf die Friedhöfe.

Als Josef schon ganz nahe an Männersdorf heran war, mußte er einer Kuh ausweichen, die mitten auf der Straße daherkam. Sie hatte soeben noch in dem üppig bewachsenen Graben geweidet. Josef wich nach links aus. Mit seinen scharfen Augen bemerkte er im Straßengraben eine Wegwartstaude von ganz ungewöhnlicher Größe. Hell lag das Sonnenlicht auf ihren blaßblauen Blüten. Aber noch etwas anderes glitzerte in den Sonnenstrahlen — eine kleine Blechbüchse, die zwischen den harten Stengeln des Wegwarts wie ein Nest saß. In der Büchse war einmal blaue Farbe gewesen.

Josef schritt weiter und befand sich jetzt schon auf Männersdorfer Grund.

Gleich beim ersten Hause hielt er an. Gegenüber diesem kleinen Hause zweigte ein Gemeindeweg von der Landstraße ab. Dahin hatte Treu ihn damals gewiesen, von hier ab besaß er jedoch keinen Anhalt mehr.

Ueber der Tür des Hauses befand sich ein Schild, auf dem der Name „Wenzel Prihoda" stand; neben ihm war ein Stiefel abgebildet.

Als Josef das Haus betreten wollte, kam ein Mann heraus.

„Wollen Sie so gut sein, mir einige Fragen zu beantworten?" fragte Josef, den Hut ziehend.

Prihoda, ein freundlicher Mann, war dazu bereit. Nach einer halben Stunde ging Josef weiter gegen Orth hin. Er wußte jetzt, daß Sonnabend vor acht Tagen, also am 24. Oktober, gegen einhalb fünf Uhr ein hellblau gestrichener Bauernwagen in großer Eile durch Männersdorf gefahren war. Zwei Männer hatten auf dem Kutschersitz gesessen und an dem Wagen hatten sich zwei schwarze Buchstaben befunden, die Buchstaben „N. N." Der obere Rand des Wagens war rot. Das hatte Josef von dem freundlichen Schuster erfahren.

Sofort hatte er sich der Blechbüchse erinnert, die er im Straßengraben gesehen — dieser Blechbüchse, die mit hellblauer Farbe gefüllt gewesen war. Aber was konnte sie mit jenem Wagen und mit Bräuners Entführung zu tun haben?

In Orth erkundigte er sich von neuem. Er konnte jetzt schon von einem blauen Wagen und zwei Männern reden. Sein Instinkt sagte ihm, daß er diese zu verfolgen habe. Zu genau stimmte die Zeit der Bestellung zur dürren Pappel und der Ankunft des seltsamen Wagens in Männesdorf. Auch in Orth war dieser einigen Leuten aufgefallen; man sagte Josef, daß der Wagen nach Eckartsau gefahren sei. Er folgte der Spur.

Noch ehe er dieses Dorf erreichte, machte er einen höchst bedeutsamen Fund — wieder eine Farbenbüchse. Sie mußte weggeschleudert worden sein. Sie lag am Rande eines frisch gepflügten Ackers, dicht neben der Bank, die zu einem gekreuzigten Christus gehört. Der Deckel der kleinen Büchse lag nicht weit davon; aus der Buchse war rote Oelfarbe auf die Erde geronnen.

Die Farbe war jetzt noch naß.

Josef stand kopfschüttelnd vor diesem Fund, den er sich nun schon zu deuten getraute. Blau und rot — die Farben hatte der Wagen auch aufgewiesen. Man hatte ihn vermutlich eigens zu dieser Entführung erworben und ihn durch Anstreichen verändert. Da mußte der Wagen also irgendwo hier herum gekauft worden sein, sonst wäre diese Maßregel überflüssig gewesen. Josef ging immer eiliger. In Eckartsau und in Witzelsdorf konnte er nichts über den Wagen erfahren, aber in Engelhardsstätten sagte ihm eine alte Frau, daß sie Sonnabend vor acht Tagen so um sechs Uhr herum den bewußten Wagen gesehen habe. Er sei auf der Straße nach Schloß Weiden hin gefahren und habe bei ihrem Vetter, dem Straßenwärter, Aufenthalt gehabt.

„Ignatz", schloß sie, „kann Ihnen noch mehr erzählen von den Zweien. Es war sicher was nicht richtig mit ihnen."

Schnell suchte Josef diesen Ignatz auf. Der junge Mann hatte bereits zwanzig Kilometer zurückgelegt und nur ein bescheidenes Frühstück zu sich genommen. Josef hatte stets wenig Geld, da er von seinem Lohn möglichst viel für seinen eifrigen Chef zurücklegte. Als er das Straßenwärterhaus erreichte, war es schon drei Uhr. Er war froh, als der Alte ihm ein Stück Brot und ein Glas Ziegenmilch verkaufte. Und während er aß und trank, ließ er sich von Ignatz erzählen, was denn an jenen zwei Männern und ihrem Wagen „nicht richtig" gewesen sei. Manchmal vergaß er zu essen und zu trinken, so sehr interessierte ihn die Schilderung des Alten.

Erstens hatte der Mann, der den Strick holte, lieber einen ganzen Gulden für diesen geopfert, als darauf zu warten, daß Ignatz das Geld bei seinem Nachbar wechselte. Ignatz hatte sich erboten, mit ihnen bis zu diesem Nachbar zu fahren, war aber hastig zurückgewiesen worden, ebenso hatte seine Bereitwilligkeit, beim Anbringen des so teuer erkauften Strickes zu helfen, taube Ohren gefunden. Zweitens erzählte der Alte, daß der Käufer des Strickes recht unheimlich ausgesehen habe, bäuerlich gekleidet und derb gebaut gewesen sei. Und drittens zeigte er Josef den Pinsel, den er nach Abfahrt des Wagens auf der Straße gefunden hatte — einen Pinsel, den man hintereinander zum Streichen dreier Farben verwendet hatte: eines hellen Blau, eines dunklen Rot und Schwarz.

„Wie sah denn der zweite Mann aus?" forschte Josef.

„Wie ein Häufchen Unglück!"

„Wie alt mag er gewesen sein?"

Darüber konnte Ignatz nichts sagen, aber mager und dunkelhaarig und gelb im Gesicht war er.

„Und was hatten die zwei im Wagen?"

Ignatz zuckte die Achseln.

„Das weiß ich nicht. Die Wände des Wagens waren zu hoch, als daß man hätte hineinsehen können. Aber hier war er nicht, dazu fuhr er nicht leicht genug."

(Fortsetzung folgt).

— Aus der Schule. Lehrer „Was ist Wildbret?"

Schüler: „Gebratene tote Tiere."